



Dr. phil. Christoph Ehlers, M.A., geb. 1962.

1980–1982 Studium der Soziologie in Duisburg,

1984–1989 MA-Studium der Hispanistik in Cádiz und Sevilla

(Spanien). 1984–1993 Deutschlehrer an privaten Sprachen-

schulen. Bis 2000 auch Tätigkeit als Dolmetscher und Übersetzer.

1993 Staatsexamen als Deutschlehrer an Öffentlichen Sprachen-

schulen. Seit 1995 fest angestellter Deutschlehrer am Fremd-

spracheninstitut der Universität Sevilla. 1999 Promotion.

Seit 1999 Linguistik-Dozent an der Philologischen Fakultät der

Universität Sevilla. Forschungsschwerpunkte: Zweit- und Fremd-

sprachenerwerb, Fremdsprachenmethodik, Sprachenkontakt.



SEVILLA

Mein spanisches Herz

„Wie gut Sie Spanisch sprechen! In welcher Sprache denken Sie eigentlich, in Deutsch oder Spanisch?“ Auf diese Frage pflege ich erstens zu antworten, dass ich gar nicht denke, und zweitens, dass wenn ich das tue, was höchst selten vorkomme, dann meistens in Bildern und nicht in Wörtern. Oft führe ich aus, dass es auch davon abhängt, wo ich mich gerade aufhalte und in welcher Sprache ich verkehre, und dass ich in den ersten Stunden im jeweils anderen Land so ein eigenartiges Niemandsland bewohne, in dem ich in Deutschland undeutliche Wortfetzen höre und glaube es sei Spanisch, und in Spanien bei der Rückkehr dasselbe passiert, bis sich mein Gehör auf die jeweilige Sprache eingepegelt hat. „Und die Träume?“ „Die sind normalerweise auf Spanisch und eigenartigerweise auf



Deutsch, wenn ich schwermütig bin“. Und eine andere häufige Frage: „Und warum sind Sie nach Spanien gekommen?“ Dann bin ich die Fragerei satt: „Wegen der Tomaten natürlich“.

Tomaten und Kartoffeln. Die *Tomoffel* des Baltus Powenz, oben saftige, sinnliche Tomate und unten bodenständige, rechtschaffene Kartoffel, ziert mein Wap-

pen (Entdeckt auf der Titelseite des Kartoffelromans, apokrypher Anhang des Dr. hc. Baldus Powenz zum satirischen Roman Die Powenzbande von E. Penzoldt, 1930, Suhrkamp 2004).

Denn ich lebe jetzt länger in Spanien, als ich in Deutschland gelebt habe, habe mit zwanzig, wo man noch das Zeug dazu hat, den Sprung getan. „Gewagt“ wäre zuviel gesagt, denn mein Fernweh, mein Drang nach Freiheit war damals so groß, dass ich es kaum als Wagnis empfand, den familiären Erwartungen aufzukündigen, aus der niederrheinischen Heimat auszubrechen und den Nebel der schwarzen Äcker und die Schemen der Kopfweiden gegen das gleißende Licht und die Palmen der südspanischen Atlantikküste einzutauschen.

Cádiz war mein *locus amoenus*, hier atmete ich die Freiheit, die ich suchte. Zweitausend Landmeilen Kurs Südsüdwest, zunächst möglichst rasch über die sanften Weiden und Hügel Frankreichs, dann über die Pyrrhenäen, wo das satte Grün schroff in trockenes Braun mutiert, ins Grandiose, Harte, Leere, Rädige

(Thomas Bernhard dixit). Dann durch die unendlichen Schutthalden (idem) der kastilischen Hochebene und deren metaphysischen Horizonte und Bergketten (Peter Handke, Diego de Velazquez und Johannes vom Kreuze), den Himmel zum Greifen nah. Danach das lärmende, chaotische und herzliche Madrid, die in der Hitze gähnend flimmernde La Mancha, wo das Wasser teurer als der Wein, hinunter in das von endlosen Olivenhainen schraffierte Tal des Guadalquivir, dessen Lauf wir nun folgen, immer weiter nach Südwest, Córdoba, Sevilla, die Küste naht, die Luft wird frischer, das Licht noch weißer, dann auf der Vía Hercúlea über die Römerbrücke und ein langes schmales Haff, das anfangs vom geometrischen Muster der Salinen, dann nur noch auf beiden Seiten von tiefblauem Wasser gesäumt ist. Und dann Cádiz. Der letzte Klecks des Kontinents im unendlichen Ozean.

Dort wollte ich hin, auf ihren Dächern bauten wir unser Nest, ich und mein gaditanischer Lebensgefährte und heutiger Ehemann. Das war meine neue Heimat.

Eine phönizische Münze, die dort achthundert vor Christus geprägt wurde, zeigt auf der einen Seite Gadir, „die Festung“, auf der anderen zwei Thunfische. „Die meisten leben im Meer“, sagte der römische Historiker Strabon über die Bewohner, und bemerkte, dass sich bei Ebbe die Sterbefälle häufen. Die uralten Mauern sind von Salz und Licht zerfressen, die einstige koloniale Pracht abgeblättert. Oft nobel heruntergekommen und gelegentlich arm. Kieselsteine aus dem Orinoco pflastern die

Straßen, Mahagoni aus Westindien zierte die Eingänge in die verglasten Innenhöfe, aufrecht eingemauerte alte Kanonen schützten die Ecken der engen Gassen vor dem Abrieb. Im Sommer quillt der traditionsreiche Kurstrand von Spaniern über, die unter anderem mit den Füßen im Wasser auf Klappstühlen sitzend Domino oder Lotterie oder Bingo spielen. Lebensfreude und gelassener Gleichmut und Spaß an den einfachen Dingen. In der milden Abendbrise brodelt genüsslich und laut summend das Leben auf Gassen und Plätzen. Die Kindervorführung des Sommerkinos beginnt um zwölf Uhr nachts unterm Sternenhimmel. Im Winter aber brechen sich bei Sturm die Wellen an der Stadtmauer und die Gischt schlägt bis an die Kathedrale. Dann wird die Landzunge noch schmaler und schließlich lichtet die Stadt ganz die Anker und beginnt ihre Abdrift in den tosenden Atlantik ...

„Da kommt ja unser deutscher Romantiker“, sagte mein Literatur-Dozent, Experte in romantischer Reiseliteratur an der Universidad de Cádiz, an der ich sofort mein Hispanistik-Studium aufgenommen hatte. Ich erwiderte unwirsch: „Was für ein Romantiker? So ein Quatsch“. Aber selbst wenn ich es damals nicht erkannte und einsehen wollte, er hatte natürlich Recht.

Mit meinen deutschen Landsleuten wollte ich in den ersten Jahren wenig zu tun haben. Nicht ganz so viszeral vielleicht wie der niederrheinische Dichter Vigoleis Thelen, der Anfang der dreißiger Jahre nach Mallorca kam und sich regelmäßig übergeben musste, wenn er den damaligen deutschen Kraft-

durch-Freude-Touristen als Führer gedient hatte (vgl.: Vigoleis Thelen. Die Insel des zweiten Gesichts, Diederichs 1953, Ullstein 2005), aber ich mied sie. Ich zog die komplette Symbiose mit den Menschen meiner Wahlheimat vor. Die große und warmherzige Familie meines Freundes, Dichter, Kunsthistoriker und Arztsohn, war mir wie die Saga des Aurelio Buendía, die spanischen Freunde, darunter Künstler, Zigeuner, Akademiker, Fischer und Seemänner, mein Element. Deutsche traf ich denkbar wenige. Dem einen oder anderen deutschen Vagabunden überließ ich meinen VW-Bus als Schlafstätte. Ein Schwabe, den ich beim Windsurfen kennen lernte und immer wieder „Wie bitte, was hast du gesagt?“ fragen musste, monierte, ich verstehe die Spanier wohl besser als ihn. Die damals noch wenigen Touristen verachtete ich mit jugendlicher Arroganz und einer Art misstrauischen Entdeckerstolzes, als ob diese ganze Schönheit nur mir gehören dürfe. Jedenfalls Menschen, die imstande waren, sie zu sehen, ohne sie konsumieren zu müssen. Klammer auf: Mein Misstrauen war natürlich berechtigt, denn heute sind viele Strände südlich von Cádiz massentouristisch erschlossen. Einer der letzten Naturstrände bei Conil de la Frontera wird bald den Farbprospekt eines deutschen Reiseveranstalters schmücken, der dort unter dem Beifall der Lokalpolitiker ein 400-Betten-Vier-Sterne-zwei-Wochen-Pauschalurlaubs-Ghetto errichtet. Und das nur damit seine deutschen Kunden statt unter tausend unter tausendundeins Urlaubszielen auswählen können. Klammer zu.

Auf dem Papier bin ich heute Deutscher im spanischen Staatsdienst. Ich bin stolz darauf, andalusischer Beamter zu sein, ohne meine ausländische Staatsangehörigkeit abgelegt haben zu müssen. Ich denke, dass dies ein Zeichen der Weltoffenheit dieses Landes ist, denn in Deutschland ist ein ausländischer Staatsdiener wohl nur schwer vorstellbar. Ich bin sogar (fast) überzeugt davon, dass ich in einem meiner vorherigen Leben Spanier oder, besser noch, andalusischer Zigeuner gewesen sein muss, so heimisch habe ich mich von Anfang an in diesem für mich faszinierenden Land und in seiner wunderbaren, klangvollen Sprache gefühlt. Der irische Hispanist und Lorca-Biograph Ian Gibson hat einmal seine Liebe zu Spanien und dem Spanischen damit zu erklären versucht, dass er als junger Mann sehr schüchtern war und ihm die sehr bestimmten und rotunden Klänge des Spanischen, das so anders ist als das schwebende, immer wie zweifelnde Englische, mehr Selbstvertrauen gaben. So ähnlich ist es mir wohl auch ergangen. In der neuen Sprache und Umgebung war ich gewissermaßen eine andere Person, spielte andere Rollen, die besser zu mir passten und in denen ich mich gleich sehr wohl fühlte.

Praktisch gleichzeitig mit dem Antritt meines Studiums im Oktober 1982 an der Facultad de Filosofía y Letras in Cádiz fand ich Schüler für meinen privaten Deutschunterricht: Ein Zahnarzt, der deutsche Grammatik als eine Art Denksport betrieb, ein Apotheker, der fast manisch Ausländer suchte, um mit ihnen Fremdsprachen zu sprechen. Dozenten, klassische

Philologen, Philosophen, Archäologen, Akademiker, für die die deutschsprachige wissenschaftliche Literatur eine wichtige Referenz war. Ich erfuhr, dass eine der wichtigsten archäologische Zeitschriften Spaniens „Madriider Mitteilungen“ hieß und in Spanien auf Deutsch publizierte. Bald begann ich auch, wissenschaftliche Artikel ins Spanische oder Deutsche zu übersetzen. Mit meinem begnadeten Arabisch-Dozenten tauschte ich Übersetzungen von Doktorarbeiten über mittelalterliche hispano-arabische Botaniker gegen privaten Nachhilfeunterricht. Sie alle bereicherten mich sehr, wie alle meine Schüler im Laufe meiner nun fast dreißigjährigen Lehrtätigkeit. Ich stieß mir so die Hörner ab, sammelte neben meinem Studium wertvolle praktische Erfahrungen als Übersetzer und Lehrer.

Fast wider meinen Willen wurden mir dabei zwei Dinge klar. Einerseits die Bedeutung und Ausstrahlungskraft der deutschsprachigen Geisteskultur bis zu ihrer Ausmerzung durch den Nazismus. Nach dem schrecklichen Aderlass war Deutschland kulturell sicher nie mehr, was es einmal gewesen war. Andererseits, dass mir meine recht lückenhafte und mehr schlecht als recht vermittelte humanistische Bildung, die ich oft verachtet hatte, doch sehr von Nutzen war. Am Gymnasium Thomaeum zu Kempen hatte ich mittelmäßigen bis lausigen Unterricht genossen oder direkt verschlafen, mir aber ein lebhaftes Interesse für Literatur, Sprachen, Geschichte, Politik, Musik und Sport bewahrt. Ich hatte Latein, Griechisch, Englisch, Französisch und sogar Spanisch gelernt, gleichwohl kaum erworben (übrigens





LA

Sevil

habe ich das Spanische Frau Dr. Adelheid Hausen zu verdanken, die damals dafür gekämpft hatte, dass das Thomaeum als eine der ersten Schulen Nordrhein-Westfalens Spanisch als Wahlfach anbot. So ist sie eigentlich an allem Schuld.).

Die Umstellung auf das spanische Uni-System war groß, fiel mir aber leicht, motiviert wie ich war. Das Studium war stark verschult, man drückte förmlich die Schulbank in fast durchgehend frontalen, monologischen Vorlesungen. In Deutschland hatte ich mit einem großen Seufzer der Erleichterung das Große Latinum abgelegt, als ich mich hier nun auf einmal wieder vor lateinischen Texten sah und diese nun ins Spanische übersetzte. Ein kurioser Rösselsprung. Was um alles in der Welt war denn ein Supinum? Im deutschen Lateinunterricht nie gehört. Aber Ciceros *De amicitia*, Catulls satirische Dichtung, die Komödien des Plautus oder Petronius' *Satiricon* habe ich mir erst in Spanien erschließen und genießen können, denn hier werden sie anders gelehrt, sind sie schließlich die Wurzel einer gelebten Kultur und Sprache, keine ausgetrockneten literarischen Mumien, als die ich sie an der Schule erfahren hatte.

In Sevilla, wo ich mein Philologie-Studium fortsetzte, erhielt ich schnell Anstellungen in privaten Sprachschulen, die zu jener Zeit florierten. Spanien war mit Felipe González gerade in die Europäische Union eingetreten, die Europa-Begeisterung und der Nachholbedarf an Fremdsprachen waren enorm. Ich schloss das Studium ab, machte das Staatsexamen, promovierte, wurde Dozent. Die Götter waren mir weiter so gesonnen,

dass ich mir mit meiner Sprache – meinen Sprachen – meinen Lebensunterhalt verdienen konnte.

Dabei fanden und finden sich die verschiedensten Lernmotivationen und -typen im Klassenraum ein. Einer meiner besten Schüler war Chemiker und begeisterter Kakteenzüchter, der Deutsch lernte, um in Deutschland Kakteensamen bestellen zu können. Ich schenkte ihm die passende Spitzweg-Postkarte. Ein Anderer wollte Fichte und Novalis lesen, Andere an der Hotelrezeption arbeiten, wieder Andere ihr Deutsch nicht ganz verlernen, das sie als Gastarbeiterkinder in Deutschland beherrscht hatten. Dann gab es kurioserweise in den ersten Jahren regelmäßig gewisse verkorkste Strebertypen, die aus Prestigegründen von ihren autoritären germanophilen Vätern zum Deutschlernen gezwungen wurden. Als Zuchtwerkzeug wurde dabei oft die *Gramática Sucinta de la Lengua Alemana (Kurzgrammatik Deutsch)* nach dem *Método Otto-Gaspey-Sauer* verwendet, ein Grammatik-Übersetzungs-Klassiker, der 1908 zum ersten Mal von Julius Groos herausgegeben wurde und – noch heute zu kaufen ist! Ich würde mich nicht wundern, wenn irgendwann mal nachgewiesen würde, dass das Deutschlernen mit diesem Ansatz und unter diesen Bedingungen zu psychischen Schäden führen kann.

Dabei habe ich bei der Vermittlung des Deutschen an meine spanischen Schüler im Grunde immer nur eins verfolgt: ihnen dasselbe zurückgeben zu können, was sie, ihr Land, ihre Sprache und Kultur mir gegeben haben. Die faszinierende Gelegenheit,

Auf dem Papier bin ich Deutscher im spanischen Staatsdienst. Ich bin stolz darauf, andalusischer Beamter zu sein, ohne meine ausländische Staatsangehörigkeit abgelegt haben zu müssen. Ich denke, dies ist ein Zeichen der Weltoffenheit dieses Landes.

Christoph Ehlers, Spanien

über Grenzen hinweg zu schauen, aufregende Erfahrungen zu machen und neue Horizonte zu entdecken. Eine Brücke zu schlagen zu Millionen von Menschen und ihren Kulturen. In diesem Fall nach Mitteleuropa, zu netten Leuten aller Couleur und Fassung, die trotz des vermeintlich ständig schlechten Wetters nicht nur gut arbeiten, sondern manchmal auch gut feiern und genießen können. Interessante Bücher schreiben, gute Musik machen. Viel zu erzählen und zu zeigen und zu sagen haben. Meine Schüler und mich verbindet die Kondition des Ausländers und Auswanderers, der sich in einer fremden Sprache bewegen und sein Glück in der Ferne finden kann. Und der dort bitte schön genauso gut behandelt wird, wie ich in Spanien behandelt wurde.

Im Nachhinein erkenne ich auch, dass es unter Anderem meine Klassenzugehörigkeit zum Bildungsbürgertum war, die mir die Bagage und vor allem das Selbstvertrauen für meine doch recht abenteuerlichen Unternehmungen geben konnte. Mein Vater war der Einzige seiner Familie, der studiert hatte, in der Familie meiner Mutter konnte sich das niemand erlauben. In meiner Familie und Gesellschaftsgruppe war der Glaube an Bildung stark. Wer lernte, konnte die Klassengrenzen überspringen, das Gymnasium besuchen, studieren, „etwas werden“. Es gab Klavierunterricht, Bücherei-Ausleihe einmal in der Woche, Reisen, Sport, am Nachmittag wurden die lateinischen, englischen oder französischen Vokabellisten abgefragt. Wir lernten, Erfolg zu haben, wie selbstverständlich Gelegenheiten zu

bekommen in diesen Goldenen Jahren der Bundesrepublik, Insel des Wohlstands mitten im Kalten Krieg. Bei meinen spanischen Schülern beobachte ich des Öfteren, wie diejenigen, die aus Arbeiterfamilien kommen, sich erst einmal selbst überzeugen müssen, dass sie Deutsch lernen können. Deutsch ist eine Fremdsprache, die a priori der Oberschicht vorbehalten ist, und wie überhaupt Fremdsprachen in Andalusien keine Selbstverständlichkeit. Schüler, denen ich einen derartigen Sprung aus ihrem Sevillaner Wohnblock-Barrio ermöglichen kann, sind mir ein Ansporn. Nach dem Motto: „Jetzt sprechen wir Deutsch und zeigen den uniformierten Privatschulschnöseln mal, was 'ne Harke ist“. In Spanien wird Deutsch an 25 Prozent der Privat- und 3 Prozent der öffentlichen Schulen angeboten.

Im Unterricht ist mir dabei im Allgemeinen daran gelegen, die berüchtigte deutsche Grammatik in den Hintergrund treten zu lassen, auf die die Schüler durch ihre Vorurteile und schlechten Lerngewohnheiten oft fixiert sind, und soziale und kommunikative Erfahrungen mit der Sprache, der Kultur und den Lernpartnern zu forcieren. Einfach das Interesse, mit dem die Schüler grundsätzlich zu mir kommen, wachzuhalten und mit Glück noch weiter anzufachen,

Das Bild von Deutschland – ein weiteres sehr deutsches Thema – ist dabei grundsätzlich positiv. Aber es hat sich mit den Jahren geändert, wie sich im Grunde Alles geändert hat, Deutschland, Spanien und ich selbst. Und „Deutschland“, was meine ich damit überhaupt? Mein Dorf am Niederrhein, die

Bonner Republik, die Kohl-Ära, die Generation Golf oder das Post-Wende-Deutschland? Letzteres kenne ich nur von wunderbaren sporadischen Aufenthalten im Osten und in Berlin. Der Mauerfall war für mich eine enorme Schlagzeile auf der Titelseite der Spanischen Tageszeitung *El País*. Ich erinnere mich an die gleichzeitigen damaligen Überschwemmungen an der Costa del Sol, von denen ich scherzhaft behauptete, es seien die Rührungstränen von neunzig Millionen Deutschen, die hier unten die Flüsse über die Ufer treten ließen. Und „Spanien“ – meine ich nur „mein“ Südwestandalusien oder allgemein das Land, in dem es 1980 noch 125 Volt-Netzspannung und keine Alkoholkontrollen gab und der Madrider Bürgermeister Enrique Tierno Galván zu Freiheit und unbeschwertem Drogenkonsum aufrief, oder das Glitzer-Spanien der Olympiade, der Hochgeschwindigkeitszüge, des Designs, Almodóvars, oder das heutige Spanien mit Europäischem Hochschulraum und über dreißig Prozent arbeitslosen jungen Werktätigen, die ironischerweise wie in den Sechzigern wieder vermehrt nach Deutschland emigrieren? Alles ist im Fluss, die Orte und ihre Diskurse, die Personen und ihre Verhältnisse.

Als ich 1978 das erste Mal alleine nach Spanien kam, war Franco gerade drei Jahre tot und ich wurde angelallt, was für ein toller Feldherr Hitler doch gewesen sei. Womit wir beim unvermeidlichen Thema Nazismus sind, dem Spanien dank Legion Condor und so weiter ja auch seine Diktatur zu verdanken hatte. Hier kommt immer mal wieder die Rede auf alte

Nazis, die in der Nachkriegszeit von Franco beschützt in Spanien ihren Platz an der Sonne gefunden hatten und von denen einige in den sechziger Jahren am Aufbau der Jet-Set-Oase Marbella und der touristischen Erschließung der Costa del Sol beteiligt waren. Einmal unterlegten mir ein paar nette nationalistische Basken beim Thekengespräch wohlwollend, dass ich als Deutscher ja wohl wisse, was es heiÙe, ein Vaterland und eine Muttersprache zu haben. Der *Volksgeist* mal wieder. Ich grenzte mich daraufhin als Anti-Patriot ab und verneinte das Konzept von kollektiver Identität, so wahr ich vor ihnen stände. Als Rheinländer sei ich in Wahrheit der Andalusier Deutschlands. Der Nationalismus hat sicher auch befreiende Momente, aber diese an sich negative Weltanschauung hat zuviel Unheil unter die Menschen gesät. Der Geist ist frei, die Erde ist eine Kugel, und auf einer Kugel ist die Anzahl der Mittelpunkte unendlich. Und dass die meisten Fremdsprachen, die weltweit unterrichtet werden, die Sprachen der europäischen Kolonialmächte sind, ist ein bestimmender Faktor für die Situierung dieses Mittelpunkts, nichts weiter.

Für den Übergang in die Demokratie erhielten die verbotenen Parteien bereits in der Franco-Spätzeit wichtige intellektuelle und finanzielle Hilfe aus Westdeutschland, die Sozialistische Arbeiterpartei Spaniens 1981 sogar Geld aus Koffern der Friedrich-Ebert-Stiftung („Fall Flick“). Die Linke, die in den hochinteressanten und transzendentalen Jahren der „*Transición*“ in Spanien eine treibende Kraft war, schaute auch zur

westdeutschen ökopazifistischen Bewegung herüber. Das politische Spektrum ist in Spanien im Allgemeinen stärker polarisiert als in Deutschland. So wie es leider noch heute, fast siebenzig Jahre danach, Bürgerkriegs-Sieger und -Verlierer gibt, gab und gibt es seit der Wiedereinführung der Demokratie 1977 durchgehend Kommunisten im Parlament – die Frankisten sind in der konservativen Volkspartei untergekommen –, was in der Bundesrepublik des Radikalenerlasses, die ich noch kannte, undenkbar gewesen war. Es hat überhaupt etwas Befreiendes, bestimmte politische Aspekte, die in Deutschland in einen stillschweigenden gemeinsamen Nenner gehüllt werden, aus der Distanz und in einem anderen, unvorbelasteten Kontext zu betrachten: „Antiamerikanismus“ war in Spanien in der Öffentlichkeit kein Schimpfwort, wie es in Deutschland einmal war, und Kritik an den Aktionen des Staates Israel ist auch heute möglich, ohne des Antisemitismus bezichtigt zu werden. Ich lernte, das kollektive (west)deutsche Schuldgefühl zu relativieren und die Sepia-Bilder aufmarschierender Nazis auch als eine Art historische Folklore einzustufen, die von den heutigen Missbräuchen und Massenmorden gleicher Art, aber unter anderer Uniform, nur ablenkt.

Vom heutigen Deutschland projiziere ich meinen Schülern ein differenziertes, entspanntes und attraktives Bild, zeige ihnen die weltoffene, dynamische und tolerante Republik, die so vielen Ausländern aus aller Welt ein Zuhause und eine Zukunft gegeben hat. Wenn das Thema darauf kommt, vermittele





ich selbstverständlich ein antifaschistisches Geschichtsbild. Persönlich aber habe ich seit Langem keine Lust mehr auf Holocaust-Filme.

Die politische Vergangenheitsbewältigung gibt dabei oft Anlass, Deutschland als Vorbild hinzustellen. Tatsächlich ist dieses Kapitel in Spanien, vielleicht gerade für mich als Deutschen, besonders beschämend. Tausende in Massengräbern verscharrte republikanische Leichen warten auf ihre Identifizierung und Rehabilitierung, der Richter und Menschenrechtskämpfer Baltasar Garzón, der Pinochet auf die Anklagebank setzte und heute Franco und dem Frankismus wegen Völkermordes den Prozess machen will, ist heute vom Obersten Spanischen Gerichtshof aus formalen Gründen des Amtes enthoben. Das sind nur Beispiele. Trotzdem sollte sich Deutschland – zumindest die alte Bundesrepublik – in dieser Hinsicht mit nicht zu vielen Lorbeeren schmücken, denn die Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit wurde auch in Deutschland viel zu lange hinausgeschoben und vielerorts nur sehr halbherzig vollzogen. Andererseits ist mir im Allgemeinen die deutsche politische Diskussionskultur und Ethik genehmer als die spanische, die vor allem von rechts immer wieder provoziert wird, bis nur noch Recht hat, wer am lautesten schreit oder am dreistesten und längsten lügt. Man denke zum Beispiel an die Verschwörungstheorien zum Madrider El-Kaeda-Attentat von 2003, bei dem 200 Menschen starben. Immer noch behaupten der damalige konservative Regierungspräsident und seine

Gefolgschaft, die baskische ETA habe sich damals mit der spanischen Polizei zusammengetan, um die Regierung zu stürzen, die – wiederum mit üblen Lügen – in den Irak-Krieg gezogen war. So etwas kann ich mir in Deutschland nur schwer vorstellen. Genausowenig wie Politiker, die wie jetzt in millienschweren Korruptionsskandalen inkriminiert sind und sich strahlend auf die Gunst der Wählerschaft berufen. Die Moral: solange kein Gerichtsurteil vorliegt, bin ich unbescholten. Bei diesem Benehmen spielen meines Erachtens einmal die unbelligte Klientelwirtschaft der vierzigjährigen Diktatur sowie, wie in Italien, der Katholizismus eine Rolle: am Karfreitag wird mit Schärpe und Orden in der Prozession Brust gezeigt, am Sonntag gebeichtet, dann darf fröhlich weiter gesündigt werden.

In diesen fast dreißig Jahren hat sich mein Verhältnis zu Deutschland geändert, ich habe mich geändert, Deutschland und Spanien haben sich geändert. Angefangen bei dem Kontakt mit der deutschen Familie und den Freunden, mit denen ich mich selten telefonisch und meist mit langen Briefen verständigte. Die Briefe waren überschwänglich, der Sentimentalismus ist vielleicht eine meiner deutschen Eigenschaften. So hatte ich einmal den protestantischen Eltern in allen Farben und Klängen und Düften meine epischen Eindrücke der Semana Santa in Sevilla ausgemalt, für mich damals das totale Kunstwerk und Frühlingsritual. Im Antwortbrief äußerte meine Mutter dann ihr Unverständnis darüber, wie denn gerade ich die

absurden und schwülstigen Riten dieser grausamen Religion, die mehr Menschenleben als jede andere auf dem Gewissen habe, dermaßen in den Himmel loben könne. Bravo Mutter, pardieu! Sie meinte natürlich den Katholizismus. Vielleicht war aber auch ein bisschen Eifersucht gegenüber meiner neuen Heimat im Spiel.

Viel später kam der Computer, dann Internet. Internet hat mein Leben einschneidend verändert, das Medium den Inhalt geprägt. Meine akademischen, sozialen und publizistischen Tätigkeiten wären ohne PC und Internet undenkbar. Statt wie damals alle paar Wochen den *Spiegel* am Kiosk zu kaufen, habe ich ihn heute am Computer als Startseite jede Sekunde verfügbar. Und anstatt zwei Tage mit dem Zug bin ich heute drei Stunden mit dem Billigflieger unterwegs, der mir in Sevilla anheimelnd das Flugziel „Niederrhein“ anzeigt. Ich genieße den gelegentlichen Kurz-Urlaub in Deutschland, das Kaleidoskop der Hautfarben und Sprachen in den Städten, das satte Grün, das Bier, das Brot, den Kuchen, das Fahrradfahren, die Freunde, sogar die winterliche Kälte im Gesicht. Ah, diese Winterfreuden! Grünkohl und einmal wieder auf den zugefrorenen Seen Eis laufen ... Ich bin Deutschland wieder näher, fühle mich heute wie ein Teil eines breiten Stromes, für den Grenzen und Entfernungen kaum eine Rolle mehr spielen. Meine Identität ist nicht mehr bi-, inter- oder multikulturell, sie ist transkulturell geworden, denn heute bin ich ständig in Bewegung und kann quasi gleichzeitig hier und dort sein.

Und wenn heute ein Deutscher bemerkt, „Ach, dann sind Sie also hier unten hängen geblieben“, dann gebe ich mit einem breiten Lächeln zurück, „Nein, hängen geblieben sind eher Sie – in Deutschland“.